

5.9.1880

## Eigenartige Städte

I

### „Die Stadt der Irren“

„Sie möchten nach Geel<sup>1</sup>?“ – „Ja ...“ . „Geel – *la ville des fous* ... *vous savez?*“<sup>2</sup> – Ja, ich wußte es.

Man fragte nicht weiter – es gibt Dinge, über die man nicht lange redet, und dazu gehört Geel – aber man sah mich leicht bedenklich an – das war doch eine eigenartige Idee! – „Übrigens ist es sehr weit dorthin.“ ... „Ach ja, zwei Stunden Fahrt von Brüssel.“ – „Nicht länger? Oh, wir glaubten, es sei viel weiter ... Aber fürchterlich abgelegen ist es ...“

Ja, abgelegen ist es.

Mitten in Belgiens dichtest bebauten Gegenden, an der Grenze zum Waas-Land<sup>3</sup>, wo selbst die sandige Heide zu Gärten wird, wo liebliche Kanäle die Landstraßen der fruchtbaren Ebenen bilden und Eisenbahnen das Land wie ein Netz umspannen; wo das Land wie eine einzige Stadt bebaut ist, wo Schlösser, hinter Gärten versteckt, Kirchen mit gotischen Türmen, Fabriken, Dörfer und Städte im Flug an dem dahinbrausenden Eilzug vorbei eilten; wo alles lächelt, die Wiesen, die rieselnden Flußläufe, die weißen Schlösser, die hell schimmernden Villen – mitten in dieser Gegend liegt einsam Geel.

Abseits.

Die Angst der Menschen vor dem Elend hat einen Bannkreis um die Stadt gezogen. Die bleiche, zitternde Furcht der Masse, der Aberglaube der Menge und der Abscheu der Aufgeklärten hat „die Stadt der Irren“ von der lächelnden Landschaft getilgt.

Es ereignen sich jedoch zeitweise in unseren Familien eigentümliche, stille Unglücksfälle. Jeder Angehörige kennt sie, aber man spricht nicht darüber, man brütet über dem Unglück und schweigt. So schweigt man über Geel. Und selbst diejenigen, die Verwandte und gute Freunde in der „Stadt der Irren“ haben, verschweigen gerne die Stätte: Für sie ist ja häufig die Geisteskrankheit das Siegel, das eine traurige Verwirrtheit oder ein vertanes Leben verschließt. Deswegen sind sich alle darin einig, über Geel zu schweigen, und mitten in den am dichtesten bebauten Gebieten Belgiens, an der Grenze zum Waas-Land, wo sogar die sandigen Heiden als Gärten genutzt werden, liegt die „Stadt der Irren“, abgeschieden und einsam.

---

Man gelangt in zwei Stunden dorthin, aber man muß in diesen zwei Stunden dreimal umsteigen. Eine kleine Bahn führt dorthin – eine Strecke, die von einer Nebenbahn abzweigt, mit schlechten Wagen und geringem Verkehr. Man könnte sich darüber wundern, daß die Strecke ihre Kosten deckt, aber der Bahnhofsvorsteher erzählt, daß man häufig ein ganzes Abteil nutzt, obwohl man nur zu zweit ist: der Kranke und der Aufsichtsführende. Dies bringt die Bilanz ins Gleichgewicht – und das ist ein Glück, da man ja nicht verlangen kann, daß eine Aktiengesellschaft Eisenbahnen aus Mitleid mit einigen Unglücklichen, die ihren Verstand verloren haben, baut.

Die Stadt sieht wie alle Kleinstädte aus, mit Straßen, die hinein- und herausführen, Gassen, die sich zwischen Bretterzäunen winden, Gärten vor den weißen Häusern. Ruhig ist es. Ruhig in den Straßen und ruhig auf dem sandbedeckten Marktplatz mit den verwachsenen Pappeln und dem steinernen Brunnen mit seinem Marmorbecken. Die aus Feldsteinen gefügte Friedhofsmauer begrenzt den Platz, eine alte Mauer, auf der das Gras in Büscheln wächst. Ein dankbarer Genesener hat ein Kreuz auf der Mauer errichtet – aber das ist lange her, die Christusfigur hat im Laufe der Zeit das eine Bein verloren, und das Kreuz steht ganz schief. Der Platz ist groß: jetzt im Sommer wird der Sandboden von der Sonne gebacken, aber im Herbst findet der Sturm guten Halt und rüttelt am Kreuz. So entstand der Schaden, während die Zeit verging.

Gleich gegenüber der Kirche liegt das „Weiße Lamm“, grau, mit zwei Stockwerken und einer Steintreppe. Der Frachtführer von Turnhout<sup>4</sup> lädt vor der Treppe seine Fässer ab, während Madame Elisa – die roten Arme in die Seite gestemmt – nach Neuem fragt und feilscht. Man muß immer etwas in der Küche haben, es kommen jeden Tag Gäste in das „Weiße Lamm“, sie essen zu Mittag, bevor sie wieder nach Hause fahren, und manchmal bleiben sie sogar über Nacht. Es ist sehr gemütlich im „Weißen Lamm“, Madame Elisa hat keine Dauergäste wie der Wirt des „Goldenen Horn“, dessen Baron alle seine Gäste zur Tür hinausgejagt hat. Denn die Fremden – Sie verstehen –, die nicht an Dauergäste gewöhnt sind – – –

Madame Elisa ist eine sehr vernünftige Frau, die das „Weiße Lamm“ tüchtig regiert und versichert, daß das große Brüsseler Feuerwerk keine fünf Centimes<sup>5</sup> besser war als das, das der Bürgermeister am Tag der heiligen Dymphna<sup>6</sup> in Geel abbrennen läßt, keine fünf Centimes.

In der Allee liegen die feinen Häuser. Kleine Hotels, freundlich und weiß, mit Blumen hinter den Scheiben. Im ersten Stock sind Gitter vor den Fenstern. Sonst ist die Allee etwas dunkel, selbst zur Mittagszeit, und die Leute in den freundlichen Häusern können sicher bis Mittag schlafen, denn hier ist es sehr ruhig, so ruhig, daß man sich fast nach etwas Lärm sehnen könnte, daß jemand etwas sagt. Hinter sich hat man den hell scheinenden Marktplatz, und so weit wie man nach vorne sehen kann, die enge Allee mit ihren stillen Häusern.

Ein junger Mann kommt aus dem Garten gegenüber dem Spital – ein junger Mensch im traditionellen Crevékostüm<sup>7</sup>, heller Jacke und blauen Hosen, er trägt seine Lorgnette an einem sehr breiten Band und kaut an einem Stock mit Agatknopf<sup>8</sup> – –

Ich überquere halb den Weg, um ihn zu fragen, wo ich den Arzt finden kann, für den ich eine Empfehlung habe, nehme den Hut ab ...

Der junge Mann stöhnt, und während er plötzlich an allen Gliedern zu zittern beginnt, verneigt er sich dreimal tief ... Mein Herz erstarrte mir in der Brust, und ich eilte mit einem Satz davon, hinter mir hörte ich das verzerrte Gelächter des Irren.

Ich traf Herrn X. im Spital, und, nachdem er meine Empfehlungen gelesen hatte, war er bereit, mich zu führen. „Aber“, sagte er, während er den Mantel wechselte, „haben Sie starke Nerven?“ Ich war sehr bleich, und ich verspürte, wie meine Knie zitterten, ich sah immer noch

diesen jungen Mann, der sich im Sankt Veitstanz<sup>9</sup> verneigte. Ich war den ganzen Tag von dieser schreckengeschlagenen Neugierde gequält, die uns dazu treibt, z.B. den Stoff von einer Wunde oder das Laken vom Angesicht einer Leiche zu ziehen, der Neugierde, die uns eine Gänsehaut bekommen läßt und den Herzschlag verlangsamt.

Und nun diese Wanderung durch die schweigende Stadt, nur von Dauergästen und ihren Wächtern bewohnt, die Mittagshitze – nein, ich fühlte mich nicht wohl. Aber ich wollte sie unbedingt sehen, die „Stadt der Irren“.

Ich erbat ein Glas Wasser. Der Arzt lächelte. „Jetzt schon“, sagte er, „ja, es ist der kleine Baron, der sie erschreckt hat.“

Natürlich.

„Wir werden jetzt ein halbes Dutzend Häuser aller Schweregrade besuchen, verstehen Sie, und um mit dem Anfang zu beginnen, werden wir zuerst die Kirche besuchen – die heilige Dymphna ist die Mutter des Ganzen – und dann behauptet man noch, die Heiligen seien zu nichts nütze.“

Auf dem Weg zur Kirche erzählte er mir die Geschichte von der Prinzessin: Sie hatte sich zum Christentum bekehrt und wurde dann hier in Geel – vor langem schon, versteht sich, es war das Jahr 600 – von ihrem Vater geköpft. Die Priester bewahrten das abgeschlagene Haupt auf, und an ihrem Sarg begannen bald Wunder zu geschehen. Die heilige Dymphna hatte die Macht, die Dämonen der Besessenen auszutreiben. Man strömte nach Geel, Töchter brachten ihre geistesschwachen Väter, Mütter ihre Töchter dahin, Kranke und Aussätzige, Dämonenbesessene und Teufelsbeherrschte sammelten sich um den Stein, wo der grausame Vater seine Tochter ermordet hatte. Neun Tage und neun Nächte kniete man betend am Stein, und am neunten Tag geschah manchmal das Wunder: Der Dämon flüchtete. Manchmal starb dann der Kranke – das war das häufigste Wunder.

Sollte man dies nicht glauben, kann man es schwarz auf weiß lesen, die ganze heilige Geschichte der Dymphna und einen Anhang mit den wichtigsten Wundern – ein ganzer Katalog mit den Wundern der Heiligen.

Dann folgte eine dunkle Zeit, in der die Mönche von Tornhout behaupteten, sie besäßen Dymphnas Haupt, und als sie die Prinzessin in einem silbernen Sarg, der auch Wunder vollbringen konnte, vorwiesen, entzweiten sich die geängsteten Gemüter. Man wußte ja, daß die fromme Prinzessin schwerlich zwei Köpfe gehabt haben konnte. Aber die Priester von Geel siegten, ihr Kopf war Dymphnas Haupt, sie erhielten einen noch größeren silbernen Sarg, und sie bauten der Heiligen eine Kirche ... die Kirche, die mir der junge Arzt nun zeigte.

Mit der Zeit mehrte sich der Ruf der heiligen Dame, man versammelte sich mit Kranken in Geel. Hinter dem Altar sieht man unter dem Schrein der Heiligen den schwarzen Marmorstein, auf welchem die Tausende gekniet haben, die in sechshundert Jahren an dieser Stelle Genesung gesucht haben. Neun Stunden lang schleppte sich der Kranke und seine Anverwandten kniend unter Gebeten um diesen Stein, und wie ein Flußbett sieht man rund um den Stein – markiert von den Knien der demütig Betenden – eine tiefe Furche.

Aber manchmal hatte die Heilige nicht die Kraft, in den 81 Stunden der neun Tage zu helfen, der Dämon war zu stark. Dann forderten die Priester sie auf, den Kranken in Geel zu lassen. War es ein frommer Ritter oder eine edle Dame, nahmen sie den Aussätzigen in demselben Gebäude bei der Kirche in Kost, wohin die eine oder andere fromme Familie einen Unglücklichen schickt, der in die alten Zellen der Priester eingesperrt werden muß – um Gott oder der Geistlichkeit die Gelegenheit zu bieten, Wunder zu tun, sagte der Arzt. *War der Patient nicht so vornehm, kam er bei einem Geeler Bürger in Pflege.* Jahr für Jahr nahm die Anzahl

derer zu, die in der heiligen Stadt blieben; Generation um Generation gewöhnte sich daran, die Kranken zu pflegen; Geels Bevölkerung wuchs und lebte mit den Geisteskranken, sie wurden als „Wächter“ geboren, sie lebten mit den Irren zusammen. Sie dienten Gott und der heiligen Dymphna, während sie des Lebens Unterhalt verdienten.

So entstand rund um die Kirche der heiligen Dymphna die „Stadt der Irren“.

Wir verließen die Kirche. „Sehen Sie“, sagte der Arzt, während wir durch die Allee schritten, „dieser Ursprung hat den Charakter der ganzen Kolonie bestimmt. Die Basis, auf der wir arbeiten, ist vor allem das der Bevölkerung angeborene, in Jahrhunderten vererbte Mitgefühl für die Unglücklichen, die sie pflegen. Außerdem ist die Pflege der Geisteskranken so gut wie die wirtschaftliche Grundlage der Stadt, und Geisteskranke untereinander sind die beste Polizei. Zu allererst ist es jedoch das vererbte Mitgefühl, womit wir rechnen. Geel ist eine Welt für sich, Fremde scheuen sie, in hundert Jahren hat sich kein Gesunder in der Stadt niedergelassen; jahrhundertlang haben dieselben Familien die Kranken gepflegt, und – unter uns gesagt – es grenzt meiner Meinung nach an ein Wunder, daß die Geeler in ihrem Leben nicht auch abnorm geworden sind. Nach unseren Theorien müßte die Geisteskrankheit anstecken – aber die Rasse ist kräftig, das ist wohl des Rätsels Lösung.“

„Lassen Sie uns zuerst den Prinzen besuchen“, sagte er und blieb am Eingang zur Allee stehen. „Ein Dauergast, der 6 000 Francs jährlich bezahlt. Übrigens eine traurige Geschichte“, setzt er fort, während er an der Tür des Hotels läutet. – „Der Prinz hält Pferde – seine Hoheit wurde sechs Wochen nach der Hochzeit geisteskrank, und die Familie schleppte ihn fünf, sechs Jahre lang in Deutschland und Frankreich von Anstalt zu Anstalt. Man hätte sich die Mühe sparen können, der Mann ist unheilbar und spielt jetzt mit Puppen.“

Eine Dame öffnete. Wir wollten das Haus besichtigen. „Sehr gerne. Aber der Prinz ist gerade heute morgen angekommen, und ...“ „Wir wollten seine Hoheit nicht stören, aber dieser Herr ist von weit her gekommen, um Geel zu sehen ...“

Das Hotel war wie ein reiches Haus in Brüssel ausgestattet. Marmortreppen, Salons, ein großer Speisesaal mit einer prächtigen Decke. Im ersten Stock die Privaträume der Dauergäste: ein Salon und ein Schlafzimmer für jeden. Alles war sehr elegant; die Wohnung des Fürsten insbesondere war in raffiniertem Luxus ausgestattet, blaue seidene Gardinen um das Bett und vor den Türen, ein marmorner Toilettentisch mit unendlich vielen Kristallschachteln mit Fürstenkrone und den Wappen der Poniatowskis<sup>10</sup> – der Kranke ist ein Poniatowski – eine Chaiselongue, mit einem Tigerfell bedeckt, niedrige Stühle und ein Teppich aus Smyrna, in dessen Weichheit die Füße verschwinden ...

Der Salon des Engländers war mit Eichenholz ausgestattet; steif, etwas kalt, wie das Kontor eines Geschäftsmannes, über dem Schreibtisch hing ein Gemälde von Stewens<sup>11</sup>, eine junge Dame in Weiß mit großen schwermütigen Augen und einem melancholischen Zug um den Mund ...

„Seine Schwester“, sagte der Arzt und wies auf das Bild. „Die Krankheit liegt sicher in der Familie.“

Der Prinz trat ein. Ein mittelgroßer Mann, elegant, ungefähr dreißig Jahre. Er war für den Mittag angekleidet, das Haar in der Stirn gescheitelt, die ganze Person nach dem schwachen Parfüm feiner Seifen duftend. Er mußte einst schön gewesen sein – er war immer noch schön, wenn er schwieg und seine aristokratischen Züge ruhten. Redete er, kam etwas Verzerrtes auf sein Gesicht, in den Blick das eigentümlich Glänzende, das den Kranken verrät.

Der Arzt stellte mich vor, und der Prinz verbeugte sich. Während er sich seine diamantenbesetzten Finger rieb, hörte er stehend die Ausführungen des Arztes an. Aber plötzlich schlug

Ihre Hoheit mit den Armen aus und begann zu singen. Ein Gesang, der bald langgezogenen Klagen, bald erstickten Schreien glich, Und drinnen im Speisesaal stimmten die beiden anderen Dauergäste ein – laut schreiend, ein gräßliches Konzert.

Mein Führer sah mich an. „Geben Sie dem Herrn ein Glas Wasser“, sagte er. Dann gingen wir.

Alle Kranken in Geel hatten die gleiche Freiheit; sie konnten spazieren gehen, das Kasino der Stadt besuchen, in den Billardstuben spielen, ihren Wein im „Lamm“ trinken. Und diese Freiheit gilt für mindestens zwölfhundert der etwa 20 000 Kranken<sup>12</sup> in der Stadt.

„Es ist ganz einfach“, meinte der Arzt, „die ganze Stadt ist ein Narrenhaus, wir kennen nur zwei Gruppen von Menschen: Kranke und Wächter. Geht der kleine Baron ins „Lamm“, um Champagner zu trinken, will Madame Elisa, die ihm den Wein einschenkt, wissen, wieviel Wasser sie eingießen soll; wenn Mister Bretton ins „Horn“ geht, um Billard zu spielen, weiß der Wirt, ob Mister Bretton es am besten erträgt, zu gewinnen oder zu verlieren. Bei unseren Konzerten spielen die Kranken, bei unseren Theatervorstellungen spielen sie – und all dies ist möglich, weil man sich in der „Stadt der Irren“ befindet ...“.

Hier noch eine Anmerkung: überall in Belgien spricht man von *la ville des fous*<sup>13</sup> – in Geel selbst ist das Wort *fou* aus der Sprache getilgt. – *Aliéné*<sup>14</sup> ist die Bezeichnung für den Kranken.

Die Freiheit des Patienten ist der eine Grundsatz für die Behandlung des Kranken. Das Bestreben, ihn in seiner Krankheit in dieselben Verhältnisse zu setzen, in denen er als Gesunder lebte, ist der andere bestimmende Grundsatz in dieser merkwürdigen Stadt, die für Irre gebaut ist. Sowohl die Gesunden als auch die Kranken brauchen einen Schuhmacher, einen Schreiner, einen Schneider – und der kranke Schuhmacher, Schreiner oder Schneider findet Unterschlupf bei seinem gesunden Kollegen, wird Mitglied seiner Familie, nimmt an seiner Arbeit teil, bleibt – kurz gesagt – Schuhmacher und lebt in Schuhmacherluft. In Geel spielen die Kranken weiterhin das Leben, das die Unglücklichen nicht mehr zu leben vermochten.

Wir besuchten etliche, verschiedene Häuser. Wir sahen bürgerliche Heime, ungemütliche Wohnzimmer, große Gärten, freundliche, helle Räume, wo der Kranke überall freien Zutritt hatte. Hier hatte er sich als Aufenthalt eine Gartenlaube gewählt, wo er stundenlang an dem grünen Tisch saß und zeichnete – Kartons, merkwürdige wilde Gesichter mit großen Augen und wirrem Haar, verzerrten Mündern und dicken Lippen. Die Blätter zeugten von Begabung, der junge Mann – eine bleiche, dunkeläugige, von der Krankheit gebeugte Gestalt – war Maler gewesen, man hatte große Hoffnungen in ihn gesetzt. Ein großes Talent, das mit mächtigen Kräften kämpfte. „Einige Körnchen Selbstbeherrschung“, sagte der Arzt, „und dieser Mensch hätte vielleicht seinen Namen an der Seite von Rubens eingeschrieben – er stand auf der Grenze zum Genie. Nun malt er das Narrenhaus.“

Der Kranke erzählte von seinen Bildern wilde, merkwürdige Geschichten, geboren in einem brodelnden Gehirn, Ausgeburten einer Phantasie, die Ungeheuer mit Michel Angelo'schen<sup>15</sup> Gliedern gebar ...

Geels Krankenakten könnten viel erzählen – aber das Papier bleibt stumm. Es nimmt jede Vertraulichkeit entgegen, ohne zu erröten, und es versteht zu schweigen.

„Warum ist der und der krank geworden?“, fragte ich auf unserer Wanderung den Arzt.

„Weiß es nicht“, entgegnete er. „Manche behaupten, Gott habe es gewollt. Und angst und bange ist es einem immer noch vor den Armen.“

„Merkwürdig, daß diese Scheu nie überwunden werden kann“, sagte ich, als ich aus der Laube des kranken Malers hinausging. Ich warf noch einen letzten Blick auf diese grauen-  
erregenden Bilder, die von den Ängsten einer kranken Phantasie strotzten, einen letzten Blick  
auf den Unglücklichen, der sie erschuf.

„Merkwürdig und doch erklärbar“, antwortete der Arzt. „Sie wissen ja so gut wie ich, daß  
die Geisteskrankheit oft einen Fleck zudeckt, eine Versündigung, eine Verwirrung, durch  
Generationen hindurch verübt ... dies ist die Ursache dafür, daß das Geschlecht des Kranken  
scheu ist – und solange dieses nicht offen über seine Kranken wie über jede andere Krankheit  
spricht – solange wird dies nicht anders ...“

„Vielleicht.“

„Diejenigen, die mir leid tun, sind die Kranken von Geburt an. Hier ist die Vererbung  
zum Schrecken geworden. Die anderen, wie er zum Beispiel“ – er wies auf den Maler –  
„haben fast alle ihre Phantasie in der Religion oder im Genuß berauscht, das Leben der von  
Geburt an Kranken ist durch die Ausschweifungen ihrer Vorfahren zerstört.“

Ich sah zurück. Gebeugt, mit wackelndem Kopf, mit leeren Augen, deren Feuer erloschen  
war, vor sich hinstarrend, saß der junge Maler auf der Schwelle der Laube.

Und während ich hinter mir das Gartentor schloß, war es mir für einen Augenblick, als  
würde ich erwürgt und sänke zusammen, unter diesem fremden Elend ... „Kann er lange  
leben?“, fragte ich.

„Lange“, sagte der Arzt. „Er wird die Zeit bekommen, die ganze Geschichte des  
Irrenhauses zu malen.“

„Lange“, sagte ich mechanisch.

„Das geht Ihnen sehr nahe – ruhen Sie sich etwas aus!“

Wir ruhten uns aus. Der Arzt unterhielt sich mit einem anderen Kranken, einem Juden  
aus Hamburg. Er war vierzig Jahre alt, gesund, gepflegt und lächelnd, er lebt schon seit  
fünfzehn Jahren in diesem Haus. Er redete viel, über Gladstone<sup>16</sup>, Freihandel, Kaulbach<sup>17</sup> ...  
Er sprang hastig von dem einen Thema zum anderen, ließ sozusagen das eine schleifen,  
während er mit dem nächsten begann. Sonst bemerkte man nichts Ungewöhnliches.

Man hätte ihn gut für einen wohlredenden Exzentriker halten können. Aber dann nannte  
der Arzt ganz nebenbei den Namen Rothschild. Dies war wie ein zündender Funke, „das rote  
Tuch“. „Ich bin sein Sohn“, wandte der Kranke sich an mich, „Sie wissen gut, daß ich sein  
Sohn bin, unehelich, verstoßen.“ ... Er folgte uns auf die Straße, gestikulierend, eifrig,  
unablässig redend.

Der Arzt sah, daß es mich störte. „Gehen Sie nach Hause“, sagte er kurz, etwas hart im  
Ton.

Mit einem sklavischen Knurren wandte der Kranke sich ab und ging.

In einem anderen Haus trafen wir den kleinen Baron. Sein Salon sah wie das Boudoir  
einer Dame aus, erfüllt von einem stickigen Duft, halb dämmrig, mit rotem Licht von den  
vorgezogenen Vorhängen.

„Er wird nie gesund“, sagte der Arzt, „deswegen hat er es, wie er will.“

Im Raum herrschte eine übertriebene, frauenähnliche Weichheit, die rund herum verstreut  
stehenden Möbel, die niedrigen Schemel, die Blumen, der große Spiegel ... Vor dem Spiegel  
saß der kleine Baron mit dem Rücken zu uns, umgeben von Etais und Schminktiegeln. Er  
malte seine Augen und probierte die Puderquaste auf seinen Händen.

Er betrachtete sich lange im Spiegel, erhob sich und zog Handschuhe an, sah wieder in  
den Spiegel. In diesem Licht war er noch hübsch, ein kleiner Boulevardlöwe im Käfig ...

„Möchten Sie mit ihm sprechen?“

„Ach nein, ach nein“ ... ich erinnerte mich an die Verbeugung in der Allee, den Sankt Veitstanz ... „Ach nein.“

Über dem Bett im Schlafzimmer des kleinen Barons hing Leda mit dem Schwan. Darunter hatte eine Frauenhand geschrieben: Mou-Mou von Zi-Zi ... Die Wörter waren von einem Rosenkranz umschlungen. Arme Mou-Mou!

Wir gingen von Haus zu Haus. In jedem Heim immer zwei Dauergäste – nur im Hotel des Prinzen sind drei – entweder zwei Männer oder zwei Frauen.

Es bedarf vieler Räume, um 1 600 zu beherbergen, und während wir schnell von Haus zu Haus gingen, beschlich mich – warum sollte ich es nicht zugeben? – eine klamme, starke Angst. Es war nicht meine Phantasie, die erregt wurde, sie war müde und abgespannt. Es war mein Mitleid, das verzagt über dieses graue Elend jammerte.

Wir sahen Frauen und Männer, junge und alte, reiche und arme. Und sie alle lebten dasselbe Scheinleben in dieser merkwürdigen Stadt.

Hier wohnte eine Pianistin. Sie war dabei, sich einen Namen zu verschaffen, sie war jung, sie war schön ... Nun lehrt sie hier in der Stadt die Kinder spielen, die Kinder der Gesunden in der Stadt der Irren. Der Arzt bat sie, für uns zu spielen, und sie setzte sich an das Klavier.

Erst spät oder gar nie werde ich diese wunderliche Musik vergessen, ein Schwall unruhiger Töne, ein wogender Strom lärmender Laute, wo es war, als ob die Spielende selbst ruhelos herumjagte, um ihren eigenen Gedanken zu finden. Es war melodisch, eigentlich schön – aber hinter den Tönen war es leer, etwas war zerbrochen ...

Sie war sehr schön, reine, etwas kindliche Züge, einen Mund mit einem heiteren Lächeln. Aber die Augen waren verschleiert. Wie eine Regenwolke, die von der Sonne durchbrochen wird, war der Blick in ihren Augen.

Wir sahen eine ältere Frau, die mit Puppen spielte; sie hüllte sie ein, wiegte sie auf ihren Knien, gab ihnen ihre ausgezehnte Brust ...

„Früher hatte sie ein Kind“, sagte der Arzt, „sie erstickte es nachts mit der Bettdecke.“

Wir sahen die Häuser der Armen, die Dauergäste wohnten hier für 200 Franken jährlich. Sie leben hier, wie sie es gewohnt sind zu leben, in gleicher Weise, von derselben Nahrung, unter denselben Umständen. Tagsüber arbeiten sie, helfen in der Familie, abends versammeln sie sich auf dem Markt, um miteinander zu plaudern, am Brunnen zu schwatzen und andere anzuschwärzen. Jeder hat sein kleines Zimmer, einen Raum mit einem Bett, einem Stuhl und einem Tisch, alles sauber, ordentlich, gut ...

Sie haben es ja so gut, die Unglücklichen.

Und doch welches Elend in diesem Zerrbild des Lebens – welches Elend. Dante sah auf seiner Wanderung durch die Hölle keine größeren Schrecken als das Mitgefühl auf seinem Gang durch Geel findet.

Doch ich will meine Feder im Zaume halten. Ich habe mir selbst versprochen, die bloße Wahrheit zu schreiben, ohne Pathos. Aber auch wenn man den Mut hat zu schauen, hat man nicht immer den Mut zu schreiben.

Sicher ist es schon lange her, daß man in Geel die Kranken in Gruppen mit Fußfesseln trieb; sicher ist es schon lange her, daß man beide Geschlechter in fürchterlicher Gemeinschaft zusammen leben ließ; lange her, daß man auf dem Markt Wahnsinnige traf, die mit zusammengebundenen Händen schrieten; lange her, daß man die Rasenden hier in der „Stadt der Irren“ in Käfige sperrte. Aber immer noch gibt es weit draußen – weit weg von der kleinen Allee – das „Viertel der Rasenden“. Man hört ihre Schreie nicht, denn der Umkreis der Stadt

beträgt eine Meile<sup>18</sup>, aber ich habe sie gesehen; man verschweigt sie hier in der „Stadt der Irren“, aber ich weiß, daß es sie gibt. Sie schreien, lärmen, weinen, sie klagen in ihren ledernen Zwangsjacken. Und noch weiter weg pflegt man die epileptischen Kranken, die Wahnsinnigen, ganz draußen an der Grenze des Bezirks leben die Idioten ...

Fürchterliche, herzerreißende Zonen um die „Stadt der Irren“: *les pensionnaires externes*.

Das Hospital wird fast als Strafanstalt benutzt. Wenn der Kranke sich unschicklich benimmt, fortzulaufen versucht, sich nichts mehr sagen läßt, schickt man ihn ins Hospital. Er sehnt sich nach dem Familienleben zurück und bessert sich. Dann kehrt er in seine Pension zurück.

„Werden hier viele geheilt?“, fragte ich.

„Arme zum Teil“, sagte der Arzt, „Reiche wenige. Diejenigen, die wir hier bekommen, sind fast immer von den Anstalten ihres eigenen Landes zum Tode verurteilt und werden hierhergeschickt, um vergessen zu werden und aus dem Wege zu sein. Das ist das Traurige daran.“

Ich war müde, ich konnte nicht mehr weitergehen ...

„Und wir haben nur die halbe Abteilung gesehen“, sagte der Arzt. „Sie haben schwache Nerven.“

Ja, ganz gewiß, ich mußte ihm die anderen dreieinhalb Abteilungen schenken. Geel ist in vier Abteilungen aufgeteilt, jede mit ihrem eigenen Arzt und ihrem *garde de section*<sup>19</sup> – etwas wenig scheint mir das für diese riesige Anzahl von Kranken zu sein, die über ein so großes Gebiet – 11 000 Hektar – verteilt sind, und nach dem, was man mir erzählt hatte, solle auch die unzureichende ärztliche Aufsicht eine der Schattenseiten der Geeler Einrichtung sein.

Aber jedes Ding hat seine unschönen Seiten, und dieser Mangel, dem abzuhelfen die Regierung erwägen soll, kann doch kaum die Vorteile dieser Stadt der Geisteskranken aufheben, wo man doch mindestens so tut, als ob die Unglücklichen noch am Leben teilnähmen.

Die Zirkusbetreiber verwahren ihre Tiere in Käfigen, die zoologischen Gärten geben ihnen zumindest große Häuser und eingezäunte Rasenflächen. Geel ist bei diesem traurigen Vergleich der zoologische Garten.

Der Aufenthalt ist billig. 80 Centimes täglich – alles inbegriffen, davon 200 Franken für den Wächter, – ist die niedrigste Bezahlung, und von diesem Anfang an kann man über verschiedenste Stufen auf 6 000 Franken jährlich steigen. Für 600 Franken wohnt man beim Bürgermeister.

Sonntags geht man zur Kirche, man kniet auf den Gebetspolstern der Fliesen in langen Reihen, man betet zur heiligen Dymphna. Gelegentlich geschieht es, daß der eine oder andere Patient während des Gebetes „*agité*“ wird, der dann schnell hinausgeführt wird, so daß die anderen nicht gestört werden. Am häufigsten jedoch murmeln die Kranken ruhig ihre Gebete.

Nirgendwo habe ich mehr Heiligenbilder als in Geel gesehen, man stieß überall auf sie, ein Kreuz über den Türen, Heiligenbilder in den Gärten, heilige Bilder in den Zimmern. Es war eine einzige Kapelle, solch ein Haus.

„Sie drängen danach, Gott um sich zu haben“, sagte der Arzt. „Außerdem hält es viele Kranke im Zaum.“

Wir gingen zur Eisenbahn. Der Arzt hob ein letztes Mal den Vorteil dieser eigentümlichen Stadt hervor, die Freiheit, die die Patienten an einer Stätte genießen können, wo ihnen alles gehört, alles für sie ist; umgeben von Wärtern, die seit Generationen über Kranke gewacht haben, deren Leben, deren Wohlergehen diese Kranken sind. Denn in Geel lehrt man die

Kinder zuerst, mit „*les aliénés*“ umzugehen, und dann ein Handwerk zu lernen.

Und so geschah dies seit Jahrhunderten.

Ich gab ihm recht. Im Herzen voll von allem, was ich gesehen hatte, von all dem Elend, das an dieser Stätte zutage trat, mußte ich seine Bewunderung teilen.

„Aber ich könnte hier nicht leben“, sagte ich. Der Arzt blieb vor einem Gartenzaun stehen. Dahinter lag ein zugewachsener Garten, die weißen Marmorfiguren sahen durch das Laub hervor. Der Rasen ging in die grünen Gänge über. Ganz innen war das Schloß versteckt, eine weiße Villa mit geschlossenen Läden.

Alles war trist wie die traurige Verlassenheit selbst.

„Ein belgischer Reicher erbaute dieses Schloß für seinen jungen Sohn, der, wie so viele, zerstört vom Feldzug des Lebens hierher nach Geel kam – hier gehören Feld und Jagdbezirk zum Haus. Der Vizegraf war das einzige Kind. Vor zwei Jahren starb er, nun kann man das Ganze für 500 Franken mieten – aber ich denke, sie lassen das Schloß abreißen – Liebhaber werden kaum kommen. Wer sollte es wohl auch haben wollen – außer ein Rothschild würde irre.“

„Einer, der vergessen werden will“, sagte ich.

„Sie haben Recht – man wäre gut versteckt.“ ...

Wir erreichten schweigend den Bahnhof, wir verabschiedeten uns, und der Arzt bat mich, gut zu Geel zu sein. „Diese Armen haben es gut ... die anderen sind schlechter dran. Als ich die Anstalt in Gent besuchte, weinte ich, Arzt, der ich bin. Hier haben sie es gut.“

Weit draußen erblickte ich aus dem Zugfenster den Turm der heiligen Dymphna und das Dach des Schlosses. Dann verschwand auch dies, und während ich mich im Wagen zurücklehnte, seufzte ich tief ...

Ich habe mich bemüht, die Forderung, die ich an mich selbst gestellt habe, zu erfüllen: nur zu erzählen, was ich gesehen habe; ich habe die Dramen, die ich von der „Stadt der Irren“ hätte wiedergeben können, übersprungen, ich habe nicht ihre Schrecken gemalt, ich habe so gut erzählt, wie ich vermochte, und was ich gesagt habe, hat zumindest einen Vorteil: wahr zu sein.

Mitten in den dichtest besiedelten Gegenden Belgiens liegt abseits der Landstraße Geel, die merkwürdige „Stadt der Irren“.

Die Scheu der Menschen, Aberglaube und Furcht haben sie von der Karte der Belgier getilgt, eine Mauer um die Stadt errichtet, deren einzige Einwohner die Geisteskranken und deren Wächter sind.

## Anmerkungen

1. Geel: frühere Schreibweise (so auch bei Bang) Gheel. Belgische Stadt 46 km östlich von Antwerpen, 35 000 Einwohner, 1880 10 500 Einwohner. Schon vor dem 10. Jahrhundert Wallfahrtsstätte für psychisch Kranke, die das Grab der heiligen Dymphna aufsuchten. Bereits im 16. Jahrhundert gab es das „Ziekenhus“, wo man die Kranken pflegte und versuchte, sie durch religiöse Zeremonien zu heilen. Die Bürger der Stadt begannen, viele psychisch Kranke in ihre Familie aufzunehmen und ihnen mit Fürsorge und Freundlichkeit zu begegnen, was in früherer Zeit sonst unbekannt war. So wurde Geel bis zum heutigen Tag in vielfältiger Weise Vorbild für eine

neuzeitliche Pflege psychisch Kranker. Auch heute werden in Geel noch ca. 2 000 Patienten in Familien gepflegt.

2. *La ville des fous ... vous savez* (franz.): die Stadt der Verrückten ... Sie wissen Bescheid?

3. Waasland (Bang: Waes Land): franz. Pays de Waes. Landschaft im belgischen Ostflandern, von Gent abwärts links der Schelde. Ackerbau auf den Poldern, die durch Trockenlegung des Sumpflandes gewonnen wurden. Seit 1175 Teil der Grafschaft Flandern. Die größten Städte sind Lokeren und St. Nicolas.

4. Turnhout (Bang: Tornhout): Hauptstadt des Arrondissements Turnhout, Provinz Antwerpen. 40 000 Einwohner. Im 19. Jahrhundert Zentrum der Papierindustrie. Bekannter Beginenhof aus dem 13. Jahrhundert (UNESCO-Weltkulturerbe). Im Mittelalter Sitz der Herzöge von Brabant.

5. Centimes: 1 belgischer Franken wird in 100 Centimes unterteilt. Er entsprach 1880 etwa einer dänischen Krone (Kaufkraft ca. € 7-8).

6. Dymphna (auch Dympna oder Dimpna): Heilige der psychisch Kranken. Spanische Märtyrerin, etwa 650 umgebracht. Der Legende nach Tochter eines irischen heidnischen Königs, der – verzweifelt über den Tod seiner Frau – seine Tochter verheiraten wollte. Sie wurde Christin und im Geheimen getauft, nachdem sie nach Geel geflohen war. Der Vater suchte und fand sie; er tötete sie, da sie seine Bitten nicht erfüllte. Bald geschahen an ihrem Grab Wunder, und insbesondere Geisteskranke wurden geheilt. Gedenktag: 19. Mai. Schutzheilige der psychisch Kranken und Epileptiker.

7. Crevékostüm: crever (franz.) = platzen, reißen. Kleidung für eine sehr korpulente Person.

8. Achat: Halbedelstein, der künstlich gefärbt werden kann. Diente als Schmuckware.

9. Sankt Veitstanz: Vorwissenschaftliche Bezeichnung verschiedener Krankheiten, die durch einen abnormen Bewegungsdrang auffielen: Chorea maior (Huntington) und Chorea minor (Sydenham), die Tanzwut, die auf eine Vergiftung mit Mutterkorn zurückgeht.

10. Poniatowski: Bedeutendes polnisches Fürstengeschlecht.

11. Stewens: Alfred Stevens (1823-1906). Bedeutender belgischer Maler. Bekannt für seine Pariser Salonmalerei (Darstellung der mondänen Frau des 2. Kaiserreiches).

12. 20 000 Kranke: Hier ist entweder Bang oder dem Schriftsetzer ein Fehler unterlaufen: Es muß mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit 2 000 heißen, zumal es in der Version von „Herhjemme og derude“ (1881) 2 000 Kranke heißt. 1880 hatte Geel 10 000 Einwohner. Die Höchstzahl der jemals betreuten Kranken wurde 1938 mit 3 736 erreicht.

13. *La ville des fous*: (franz.) Die Stadt der Verrückten.

14. *Aliéné*: (franz.) Irrer, Geistesgestörter.

15: Michel Angelo'sche Glieder: Verballhornung des Namens Michelangelo Buonarotti, italienischer Maler und Bildhauer (1475-1565), bekannt für seine Darstellung muskulöser Gestalten.

16. Gladstone: Hier ist wahrscheinlich der englische Politiker William Gladstone (1809-1898) gemeint. Nach vielen Ministerämtern übernahm Gladstone 1869 das Amt des Premierministers, das er mit Unterbrechungen bis 1894 bekleidete.

17. Kaulbach: Wilhelm von Kaubach (1805-1874) war ein deutscher Maler, dessen Porträtstudien häufig auf physiognomischen Studien geistesverwirrter Menschen beruhten.

18. 1 dän. Meile ist 7 532 m.

19. *Garde de section*: (franz.) Abteilungswärter